

Gedanken zur menschlichen Sprachlosigkeit

DINAH EHNTS



Die Sprachlosigkeit kennt keine Sprache, sie ist ohne sie, sprachlos. Sie ist überall und immer wieder. Sie wird gefürchtet und versteckt, tabuisiert und dann wieder gesucht, auskostet. Was bleibt uns und was fühlen wir, wenn wir plötzlich ohne Worte dastehen? Es bleibt uns etwas, das sonst selten bleibt und wir fühlen mehr, als in allen Momenten vieler Worte. Sprachlosigkeit hat viele Gesichter und sie alle sind menschlich und gehören zu den Menschen. Gedanken zu ihr und uns.

Die Welt kann sprachlos machen, wunderbar und schmerzlich. Ich bin sprachlos vor ihrer Schönheit. Rauschende Wälder und hohe Wasserfälle, schneebedeckte Hänge und tiefe Täler. Das Blau von Ozeanen und Himmel, seine Sterne. Weite, Endlosigkeit, Unendlichkeit, ewig nicht zu erfassen, ewig sprachlos machend, alle Menschen und zu allen Zeiten. Wir haben gelernt, sie zu verwandeln. Wir wollen kennen, was wir nicht benennen können und wir wollen lernen, was uns unbegreiflich ist. Größte Faszination hatte schon immer das, für das wir keine Worte haben. Die fernen Länder und Kulturen, das Universum mit seinen weit entfernten Planeten, alles war einst fremd und sprachlos machend, vieles ist es immer noch. Was uns sprachlos gemacht hat, hat uns begeistert und uns inspiriert. Und wir haben Bauwerke erschaffen und Wissen errungen, dass uns bis heute in Ehrfurcht und Staunen versetzt, in Sprachlosigkeit.

Aber ich bin auch sprachlos vor der Hässlichkeit der menschlichen Welt. Die Gier, die Rücksichtslosigkeit, das Leid der Kriege und ihre Ausweglosigkeit, ihre Verluste. Die Feuer der Zerstörung sind überall. Sie brennen immer. Es gibt dann nichts mehr zu sagen. Jedes Wort tut weh, bleibt im Hals stecken. Manchmal sehe ich das alles und glaube, nie wieder sprechen zu können. Das ist noch nie passiert. Ich weiß, dass es das auch nicht wird. Es macht sprachlos, wenn Menschen andere Leben nehmen und es macht sprachlos, wenn sie ihres für andere geben. Das Beste und Schlechteste der Menschen findet gleichermaßen Ausdruck in der Sprachlosigkeit. Sie kann dunkel und hell sein, sie zu erleben kann heilen und verletzen.

In den größten Moment fehlen die Worte genau wie in den kleinsten, denn wo Menschlichkeit ist, können die Menschen auch sprachlos sein, voreinander und vor sich selbst.

Ich bin sprachlos vor dir. Vor deiner Schönheit, vor deinem Glanz. Ich will es immer bleiben und immer nur davor. Nicht vor deiner, vor unserer Veränderung, die ich an einem kalten Frühlingstag begreife. Ich will von dir erzählen und dass die Menschen später doch nur das Lächeln erinnern, das dabei auf meinen Lippen lag und die Worte vergessen. Worte sind nicht wichtig und auch nicht genug. Ich versuche dich zu beschreiben und was ich an dir liebe, aber du bist nicht in eine Form zu pressen, nicht in einen Satz, auch nicht in viele. Ich denke dich frei und ohne Grenzen und ich weiß, dass Worte nur einengen. Was du alles bist kann ich nicht beschreiben, man muss dich erleben und das ist es, was ich an dir liebe.

Manchmal bin ich auch sprachlos vor mir selbst. Vor meiner Stärke und meinem Willen, dass ich so weit gekommen bin, dass das Zurückschauen nicht nur den anderen, sondern auch mir die Sprache verschlagen hat. Davor, wie sehr ich lieben kann, auch, wenn schon lange nichts mehr zurückkommt. Und davor, dass ich es dann doch irgendwann geschafft habe, damit aufzuhören und neu anzufangen, nicht ohne die Liebe, mit ihr, für jemand anderen. Die schönste Sprachlosigkeit ist die vor dem, was ich trotz allem erschaffen habe.

Aber ich bin auch sprachlos vor vielem, das mich nicht beeindruckt, das nicht von unverhofften Erfolgen erzählt. Vor meiner kalten Wut, die mich selbst frieren lässt, aber die ich nicht abschütteln



kann. Die ich danach schon nicht mehr verstehe. Vor der Ohnmacht, die mich ergreift, die mich vor mir selbst zur Fremden werden lässt. Vor der plötzlichen, glühenden Angst, mal ganz irrational, mal ganz offensichtlich. Die schlimmste Sprachlosigkeit ist die vor dem, was ich dennoch kaputt gemacht habe.

Es ist gut, wenn man sich selbst spüren kann und dann und wann in sich hinein fühlt, denn wenn man sich selbst nach dem eigenen Befinden fragt, ist das die einzige Antwort. Und es ist gut Menschen zu haben, die einen ohne Worte verstehen. Diese Gefühle zu teilen, sie gemeinsam zu erleben, gibt ihnen ihre Sprache zurück, sie nimmt ihnen die Sprachlosigkeit und damit ihre Übermacht. Aber am Anfang war das Erstarren der Worte, die Leere. Am Anfang sind wir ausgeliefert, der ganzen Intensität.

Sprachlosigkeit ist keine Stille, keine Taubheit, kein Nichts. Sie ist so viel, dass Sprache dafür nicht mehr ausreicht. Die schönsten und die schrecklichsten Momente nehmen uns die Worte. Und wo Gedanken sich verlieren, bevor sie ausgesprochen werden, ergreifen sie unsere Körper mit dem Schauer, der wohligh oder eiskalt sein kann. In Rausch, Taumel und Schwerelosigkeit sind wir sprachlos, aber am lebendigsten. Wenn wir in Momenten höchster Intensität unsere Sprachlosigkeit nicht als Schwäche, als Unverständnis und als Scheitern begreifen, sondern als das Erleben des echten, nahen, ungefilterten Lebens, dann sind wir in diesen wahrhaftig lebendig. Die Sprachlosigkeit selbst müssen wir nicht fürchten. Sie erinnert uns daran, dass es Größeres gibt als uns, dass wir Menschen und keine Götter sind, und dennoch Teil des Ganzen, das uns nicht kalt lassen darf, weil wir eins sind. Worte, die hinter stiller Ehrfurcht und Erstaunen zurückbleiben, verbinden uns immer wieder aufs Neue mit dem Leben, da wir es in diesen Momenten am intensivsten kennenlernen. Zu fürchten sind Elend und Grausamkeit und der Egoismus, der die Verbundenheit aller ignoriert, die noch vor der Sprachlosigkeit beginnen, aus denen sie entspringt. Dann dürfen wir nicht wegsehen, so schmerzlich ihre Intensität auch sein mag. Aber dazu gehört auch, die Sprachlosigkeit zuzulassen, ja, wir können dankbar sein für sie, erinnert sie uns doch daran, dass das Unmenschliche zu recht so genannt wird und gibt uns immer wieder die Gewissheit, dass noch immer die Menschlichkeit triumphiert, denn sie findet für das, was ihr nicht entspricht, keine Worte. Wir können unsere Sprachlosigkeit als einen stummen Aufschrei des Menschlichen begreifen, als seine eigene Sprache, und gemeinsam können wir die Worte finden, um dafür zu kämpfen.